Günther Anders

DER EMIGRANT

Mit einem Nachwort von Florian Grosser

C·H·Beck

Zum Buch

Jede Emigration ist ein fundamentaler Bruch im Leben. Sie entwurzelt den Menschen, macht ihn sprachlos, einsam und unsichtbar. In schonungsloser Ehrlichkeit berichtet Günther Anders von der Scham und Schande, die seine eigene Existenz als Geflüchteter mit sich gebracht hat. Sein fulminanter Essay wirft neues Licht auf die «moralische Hauptmisere» des 20. Jahrhunderts, behandelt zugleich das politische und gesellschaftliche Reizthema unserer Zeit – und steht damit auf einer Stufe mit anderen Wiederentdeckungen, wie Hannah Arendts «Die Freiheit, frei zu sein», Theodor W. Adornos «Aspekte des neuen Rechtsradikalismus» oder George Orwells «Über Nationalismus».

Über die Autoren

Günther Anders (1902–1992) zählt zu den bedeutendsten Philosophen des 20. Jahrhunderts. Im deutschen Sprachraum ist seine geistige wie politische Radikalität ohne Beispiel. Sein Hauptwerk ist «Die Antiquiertheit des Menschen» (in mehreren Auflagen erschienen bei C.H.Beck).

Florian Grosser lehrt Philosophie an der University of California, Berkeley und am California College of the Arts, San Francisco. Bei C.H.Beck erschien von ihm das Buch «Revolution denken. Martin Heidegger und das Politische 1919 bis 1969» (^{2}2020).

Inhalt

Der Emigrant (Günther Anders)

- Vitae, nicht vita
- Der verlorene Seinsbeweis
- Die posthume Pubertät und deren Ehrenrettung
- Das Abwesende ist unveränderbar
- Die Schande
- Das Stammeldasein

Anmerkungen

Nachwort von Florian Grosser

- (I) Der Emigrant im Kontext von Anders' Leben
- (II) Der Emigrant im Kontext von Anders' Werk
- (III) Der Emigrant: Einige zentrale Aspekte
- (IV) Der Emigrant im Kontext heutiger Debatten

Anmerkungen

Günther Anders

Der Emigrant

Vitae, nicht vita

Deine Bitte um eine «vita» versetzt mich in Verlegenheit. Ich hatte keine vita. Ich kann mich nicht erinnern. Emigranten können das nicht. Um den Singular «das Leben» sind wir, von der Weltgeschichte Gejagte, betrogen worden.

Ich höre Dich einwenden: Kein Leben sei ein Singular; niemand habe eine «vita»; es gebe keine Lebensläufe, die nicht in Einzelphasen zerfallen; unter «Leben» verstünden wir gerade die Einheit dieser auseinanderfallenden Phasen; und die Tatsache, daß sich das Leben in Phasen aufgliedere, die zerstöre nicht die Erinnerung. – Zugegeben. Nur daß sich gewöhnlich die Übergänge von einer Phase zur anderen vor dem Hintergrunde oder im Rahmen einer Umwelt abspielen, die, selbst wenn diese sich verändert, als Konstante empfunden wird. Und daß diese Umweltkonstante gewöhnlich den Zusammenhang der Lebensphasen sichert.

Aber diese Voraussetzung der Lebenseinheit blieb uns, die wir von Umwelt zu Umwelt gestoßen wurden, mißgönnt. Die Kerben, die die Phasen unseres Lebens voneinander trennen, reichen viel tiefer als jene Kerben, die Lebensphasen gewöhnlich gegeneinander abgrenzen; so tief, daß nun die Zugehörigkeit der Phasen zum Leben als einem unspürbar, sogar objektiv fraglich, geworden ist. In gewissem Sinne mag zwar auch der Lebenslauf des Schmetterlings,

der als Raupe begonnen hatte, als Puppe überwintert hat und nun hier herumflattert, einer sein; im gleichen Sinne wie der des Hundes nicht.

Nun, daß wir keine vita gehabt haben, bedeutet natürlich nicht, daß unser Lebensstoff dürftig gewesen sei. Wenn ich alle jene Figuren, als die ich einmal herumgelaufen, oder die mich auf ihren Schultern durch Raum und Zeit bis zu diesem Hier und Jetzt getragen, um mich versammeln und alle jene «faits divers», die mir zugestoßen, vor mir aufhäufen könnte – der Zahl und der Menge nach würde das sogar für ein reiches Menschenleben auslangen. Aber eine «vita» käme dabei doch nicht heraus. Sondern nur «vitae». Nur Leben im Plural.

Ich sage «nur». Denn Arithmetik ist hier nicht zuständig, mehrere vitae sind nicht unbedingt mehr als eine einzige vita. Umgekehrt kommt es uns, die wir zur Vielheit verurteilt gewesen waren, oft so vor, als hätten wir überhaupt kein Leben hinter uns. Oder höchstens nur unser jeweils gerade letztes. Das Ganze dagegen bekommen wir nicht mehr in den Griff. Unsere Fähigkeit, zeitlich weite Erstreckungen auf- und zusammenzufassen, die ist uns, ähnlich jenen Musikbanausen, die eigentlich immer nur den applaustreibenden Schluß der gehörten Symphonie beklatschten (oft sogar Takte, die auch anderen Symphonien als Finale hätten dienen können), abhanden gekommen. Nur ist der Verkümmerungszustand in unserem Falle besser gerechtfertigt als im Falle der Musikbanausen, weil, was hinter uns liegt, wirklich kein